

Nr. 167. Bromberg, den 26. Juli. 1934

Das heidnische Dorf.

Roman von Konrad Beste.

I.

Im Süden des Lüneburger Landes, nahe der braunschweigischen Grenze, ist ein erheblicher Rest schöner wilder Heide verblieben.

Während nun die nördlichere Heide das Ziel aller jener Pilgerscharen geworden ist, die im Gefolge des großen Löns nach mythischen Bauernhöfen, nach knorrigen Geschlechtern mit tausendjähriger Geschichte und wohlverwahrten Familienbibeln suchen, ist dieser bescheidenere Anfang des Heidelandes unbeachtet von der nach Norden vorwärtsdrängenden Reiselust liegen geblieben. Wie sie denn auch, wenn sie von Braunschweig nach Hamburg fahren, wohl sagen: die Gegend läßt man links liegen ... Es ist die Gegend, die westlich von der großen Autostraße nach Hamburg eine Strecke lang durch den schlichten Namen des südlichsten Heidestädtchens erhellt wird, um dann in eine um so tiefere Namenlosigkeit zu sinken. Hier gibt es in der Tat nichts, was die Schaulust oder die Geschäfte herbeirufen könnte, es gibt keine Spur von Industrie, und Wacholder und Ödland gibt es andernorts ebensoviel — es gibt sogar andernorts mehr Bauernhäuser mit Strohdach, mit Flet und Schlafbutzen und Familienbibeln. Was soll man also hier abbiegen ...

So ist denn diese ein wenig verachtete Heide, weit entfernt, unter Naturschutz zu geraten und zu einem wohlgehaltenen Museum zu werden, um dessen Nutzen ein jeder seiner Insassen gar wohl Bescheid weiß, glücklicherweise auch von den eigenen Bewohern noch nicht entdeckt worden. Wie die Dörfer einzeln und alle um vier Meilen voneinander entfernt aus Wildnis und Schweigen herausgeholt worden sind mit ihren mageren Äckern und ihren eichenbeschatteten Höfen, um bald hinter dem letzten Gehöfte die Düsternis der wuchernden Heide wieder aufsteigen zu lassen, so sind auch die Menschen nur einsame Stückchen Helle mitten im ringsum gehäuften Dunkel des Landes, aus dem sie ungerufen kamen und in das sie willig zurückmünden nach kurzer Plage ... So sind sie im Dorfe Kleindahle, der stattlichsten dieser Siedlungen zwischen der fernen Hamburger Heerstraße, dem fernen, lichten Flußbett der Aller und der fernen Kleinbahn nach Celle: sie wissen kaum etwas von sich selber, und so hält sich ihr Leben wie es von jeher gewesen, seit sächsische Bauern der Heide ihr Brot ablisteten.

Man muß es schon „ablisten" nennen — denn die Heide ist grämlich und etwas tückisch dazu. Daß sie im Spätsommer blaurot blüht, ist gewiß wahr, da aber der nahrhafte Strom der Ausflügler sich niemals bis nach Kleindahle verirrt, so kümmert dieses Blühen die Leute nicht weiter. Die Heide ist, außer zur Streu für die Kühe, zu gar nichts nütze, als daß sie eben da ist — ein weites, schweigendes Hinterland der Seele, tückisch durch die endlosen Moore Das Moor ist die Stelle, wo sich die letzte kärgliche Heide noch auflöst ins ungewisse Nichts. Aber das Nichts ist manchmal die Mutter des Neuen, das Moor ist der Anfang aller Dinge für den kleinen Mann. Aus dem Moor ist er aufgestiegen zu seinem Leben und seinem Besitz.

Da ist die Familie Möller in Kleindahle, die ins Moor gegangen ist seit Urvätertagen.

Das Haupt der Familie heißt „der eiserne Möller" — wir werden schon sehen, warum. Sein Vater hat noch als Häusling beim Bauern Camehl gedient, bei jenem Camehl, dessen einziger Sohn dem Bauerntum einen kräftigen Fußtritt gab, nach Braunschweig zog, laut herzoglicher Ministerialverfügung die Berechtigung erhielt, das lästige „l" seines tausendjährigen Namen in ein „n" zu verwandeln, um unter der Firma „Louis Camehn u. Co." eine Fabrik seiner Wurstwaren zu eröffnen ... Aber nicht von der Familie dieses Abtrünnigen soll hier die Rede sein, sondern von der Familie Möller, welche unter dem alten Camehl noch eine Häuslingsfamilie war.

Sie hatten das Wohnrecht abzuverdienen mit einer bestimmten Anzahl von Arbeitstagen, die sie vorwiegend im Moor verbrachten. Da stieg denn sommers vor Tage die ganze Familie — die Kinder vom sechsten Jahre aufwärts — mit entblößten Beinen bis über die Knie ins Moor und buk aus der mulmigen Masse die niedlichen Torfkuchen, die an der Sonne trockneten — siebentausend am Tage. Die Hände von Vater und Mutter und fünf Kindern regen sich unermüdlich, zwei Kinder liegen in Kissen verpackt im blauen Kastenwägelchen am Rande des Moors, ein größeres drittes daneben spielt artig mit Riedgras, daheim ist ja niemand zurückgeblieben, der auf sie achten könnte ... Um sieben Uhr müssen die schulpflichtigen Kinder eine ärgerliche, eine mehrstündige Unterbrechung der Arbeit vornehmen — dem Lehrer zuliebe, Gott sei's geklagt. Aber sie kommen wieder, wenn das Essen eingenommen wird, das die gute Mutter in einem Blechtopf unter den Kinderkissen gleich mit auf's Feld gebracht hat, um der Zeitverschwendung einer Mahlzeit daheim zu begegnen. Es ist ein mageres Mahl, denn der sandige Pachtacker des Häuslings Möller gibt kaum genug für zehn menschliche Münder und für den Rüssel eines einzigen Schweinchens, in dessen Fleisch jene Zehn ein ganzes Jahr lang sich teilen müssen. Aber viel Fett macht faul und Hunger macht lustig und leicht ...

So ist Paul Möller groß geworden, den sie im Dorfe Kleindahle den „eisernen Möller" nennen, der Mann, der nun sein eigenes Haus hat, Stall, Scheune, zwei Pferde, sechs Kühe, ein Dutzend Schweine und vierzig Morgen schönen Landes.

Er hat freilich außer seiner erbarmungslosen Arbeitswut auch etwas mitbekommen von den Eltern oder vom Moor: eine Lehrzeit als Maurer und Hausschlachter. So

hat er nicht nur im Sommer den kargen Bauernfrohndienst mit klingendem Tagelohn vertauschen können, er ist auch im Winter der erzwungenen Arbeitsruhe rüstig entgangen, hat an die hundertundfünfzig Schweine jahraus, jahrein geschlachtet — und wie er sie schlachtete! Man hat keinen fixeren, keinen sauberen Schlachter in der Lüneburger Heide gefunden, keinen, der die Gewürze der Wurst so weise, so wohl zu treffen gewußt, sie haben nach ihm geschickt aus entlegenen Dörfern.

Da stand er, der große, schlanke Mann, an dem kein Unzlein Fett zu finden war; er hatte ein schmales Gesicht mit knapp gespannter, bräunlich schimmernder Haut, mit hoch am Rande der wölbig breiten Stirn erst ansetzendem schwarzkrausen Haar, mit fein gebogener Nase, mit hartem, schweigendem Mund und mit ehern gehämmertem Kinn. Seine großen Augen hatten das düster flackernde Feuer der Unrast — jedoch entbehrten sie nicht der Ruhe, wenn er ans Werk ging: wenn er das Schweinchen aus dem Koben holte, wenn es sich sträubte und quiekte aus Angst vor dem strahlend weißen Nordschurz des Mannes, so kraulte er's oft am Nacken, klopfte es und sprach ihm liebevoll zu, ehe er's schlug, mit weicheren Worten als er sie seinen Kindern gewährte — so gut war er gegen die Kreatur . . .

Hart war er gegen die Menschen, so hart wie gegen sich selber. Er war ein Kind des Moores. Als er jahrelang schon über den Sommer gemauert hatte, rief es ihn wieder, das mütterliche Moor Es war die Zeit, da der Landhunger der kleinen Leute die Bauern um Ödland anging, das sie sich selber urbar machten, wogegen sie es denn auf fünfzehn Jahre pachtfrei bekamen. Paul Möller schuf sich aus Moor fünf Morgen Weide für seine Kuh — noch stand sie im Stall der Häuslingshütte, die er von einem Bauern in Miete genommen . . .

Das Urbarmachen gefiel ihm recht wohl, weit besser als das Torfbacken von einst. Er brach die Erde auf mit einem Ungestüm, das vielleicht einig geheizt war mit der Wut über die moorige Plage seiner Kindheit. Ja, vielleicht war es ihm eine bittere Wonne, das Moor zu vertilgen, das die Heiterkeit seiner Jugend verschlungen hatte. So hatte noch niemand Acker aus Moor gezaubert wie er, so hatte noch niemand die Gräben gerissen, die Tiefe rigolt, den Boden geebnet — so wild und wieder so zäh und so ausdauernd wie er mit Bussen Auguste, seinem jungen Weibe, das auch bald seine Kinder am Rande des sterbenden Moors im Wägelchen verwahrte. Sie war ihm untertan, gehorchte dem kurzen Befehl seines Wortes. Wie hätte sie auch der Gewalt dieser Stimme entweichen können, die daherkam wie das dunkelstarke Tönen des in der Ferne gnädig vergrollenden Donners, um unverhofft anzuschwellen in jähem Ausbruch des Zornes, wenn die anderen nicht wollten wie er . . .

Da er das Werk des Urbarmachens so meisterlich gut, so zauberhaft schnell vollbrachte, fragte man ihn, ob er nicht gegen guten Lohn für andere Höfe und andere Pächter das Unland bestellen wollte. Er tat es, warb für eigene Rechnung eine Anzahl von Tagelöhnern und Häuslingen und riß sie hinein in die wilde Gewalt seines Wesens. Es war, wie wenn den Leuten der Atem verschlüge, sie mußten mittun mit ihm, in den die Dämonen der Tiefe, des sterbenden und unwillig seufzenden Moors hineingefahren schienen . . . „Vorwärts!" das war der magische Zuruf dieses eisernen Menschen. Sie folgten ihm alle. Wenn er vor Tage auszog mit seiner Kolonne, dann schliefen die Bauern noch, die wahrlich nicht faul waren. Es waren bescheidene Bauern, die zumeist kaum mehr als fünfzig Morgen beackerten, so viel eben wie sie mit ihrer Familie oder doch höchstens mit einem Knecht bestellen konnten — so mußten sie sich schon tummeln, wollten sie leidlich bestehen . . . Aber sie schliefen noch, wenn der eiserne Möller auszog und sie saßen schon wieder mit brennenden Pfeifen feiernd unter den Eichen ihrer Höfe, wenn er abends nach Haus kam.

So kam er sommers und winters zu Gelde. So kam er zu Haus und Hof und endlich zu eigenem Lande. Das also war alles redlich bezahlt mit schlafarmen Nächten, mit Tagewerken, die oft genug um zwei Uhr früh schon begannen, mit dem Schaffen einer ganzen Familie, in der vier Kinder zu Arbeitskräften heranwuchsen. „Vorwärts — vorwärts . . .!" Und wenn auf das letzte Krümchen Tabak, das heimlichste Lot Kaffee, das seltene Glas Bier verzichtet werden soll um eines Balkens im Stall, eines Ziegelsteines im Schuppen willen: viele, viele nicht gerauchte Pfeifenköpfe, nicht zermahlene Kaffeebohnen, nicht getrunkene Biere, nicht vergeudete Ruhstunden im Schoß der Familie, sie geben am Ende ein Haus, zumal, wenn man es selber aufbaut, Stein für Stein, sie geben eine Scheune — nur daß zu den Kosten ein kleines Unterleibsleiden der Mutter hinzugeschrieben werden muß, die halbe Nächte hindurch beim Mauern den Handlanger abgegeben hat. Aber die Mutter ist schier noch härter als der Vater: jedesmal wenn sie den Stein auffängt aus der Hand des abladenden Sohnes, wenn sie aufwippend das schwere Ding weiterwirft in die ungeduldigen Hände des Mannes, dann sticht es wohl durch ihren Leib — aber sie denkt: „stich wieder, Auguste, stich wieder . . .!" Und Auguste sticht wieder, sie beißt die Zähne zusammen bis zum Morgengrauen, dann füttert sie die Schweine, melkt die Kühe und schleppt sich zum Rübenhacken . . .

So haben sie langsam das staatliche Abbauernwesen gegründet, das freilich der Stolz der Bauern niemals als Hofstelle anerkennen wird, das aber doch alle zum Staunen zwingt und zur Achtung vor dem Leitwort des eisernen Möller „Vorwärts . . ."

Sich und die Seinen hat er vorwärts gepeitscht, der rastlose Mann. Dem einzigen Sohn gar hat das „Vorwärts" des Vaters so sehr im Herzen gebrannt, daß er es nicht einmal vergaß, als der Weltkrieg ihn als Gefangenen in die ferne Ukraine verschlug. Dort hat er als Arbeiter auf einem großen Gute die Liebe der Haustochter gewonnen, hat, durch die Oktoberrevolution von 1917 zum freien Mann gemacht, die Erbin geheiratet und ist Herr auf dem Gute geworden, das nach der Bolschewisierung der Ukraine freilich etwas kleiner wurde als es anfänglich gewesen . . .

Der eiserne Möller denkt bei sich, der Junge werde eines Tages doch wieder heimkehren, um das väterliche Erbe zu übernehmen — denn sonst würde es ja dahin kommen, daß ihm eine der Töchter einen fremden Mann ins Haus brächte . . .

Die drei Mädchen ersetzen vorerst den fehlenden Sohn, sie tun Magd- und Knechtsdienste in eins; man kann sie hinter dem Pfluge herschreiten und die feurigen hannoverschen Pferde regieren sehen, daß es nur so eine Art hat. So sehr ist eine jede gewöhnt, sich in die Riemen zu legen und die letzte Kraft herzugeben, daß die Arme einer dritten am Ende entbehrt werden können. Da hat der Vater beschlossen, die Jüngste, Lina mit Namen, in fremde Dienste zu geben. Der Schulmeister hat zwar immer wieder gesagt, es sei ein Unrecht, solch ein Mädchen zur Bauernmagd zu machen, Lina sei bei weitem die klügste und willigste Schülerin gewesen, die er je gehabt. Sie müsse die Mittelschule im nahen Kreisstädtchen weiter besuchen, hatte er nach ihrer Konfirmation erklärt. Der Narr, ein alter Hagestolz, ging soweit, aus seiner Tasche einen Zuschuß anzubieten zu solcher Ausbildung. — Vater Möller aber zog es nicht weiter in Betracht, verbat sich höflich diese Ratschläge und gab die Tochter zum Vollhöfner Cordes in Dienst. Das war ein paar Jahre nach dem Ende des großen Krieges.

Diese Lina war des Vaters ähnlichstes Kind, und wenn der eiserne Möller es je über sich vermocht hätte, vertraute Zärtlichkeiten von sich zu geben, er hätte sie wohl diesem Mädchen manchmal bewiesen.

Sie war so schlank und kräftig wohlgebaut wie der Vater, der mit seinen fünfundfünfzig Jahren noch immer das Aussehen eines Jünglings zeigte. Sie hatte das schmale, schwach braun überhauchte Gesicht des Alten, seine feine Nase, sein Kinn und seinen schweigenden Mund, der freilich von der Mutter ein wenig mehr Fülle erhalten hatte. Sie hatte die großen düster leuchtenden Augen des Vaters, die Augen der Tiefe, die von Kindheit an soviel ins Moor gesehen hatten, in die rätselreich schulpernden Gründe, darin sie selber mit bloßen Beinen gestanden hatte so manches Jahr. Dann war sie nicht mehr ins Moor gegangen, sie hatte des Vaters Acker bestellt, seine Kühe gemolken, sein Haus mit gebaut, sein Gut mit gespart — doch immer hatte das harte „Vorwärts" auf ihr gelastet, es gab kein heiteres Verweilen im Hause des Vaters, kein Ruhen, es gab kein Lachen. Es gab nur diese eine dunkel starke Stimme des in der Ferne vergrollenden Donners und daneben das demütige Flüstern der anderen.

So kam sie auf Cordes Hof, ein armes, schweigsames Kind von achtzehn Jahren.

Mit dem Vollhof der Cordes war die Schankwirtschaft des Dorfes verbunden, und Lina hatte wohl bisweilen im Vorübergehen das zerbrechliche Klingen einer Spieluhr durch das offene Fenster gehört. Mit dem Vater Möller mied die ganze Sippe den Besuch eines Wirtshauses, noch nie war Lina im Cordeshause gewesen, nicht einmal zu den bescheidenen Lustbarkeiten des Dorfes, die im Saale der Wirtschaft stattfanden.

Das große, wohlhäbige Haus stand einsam wie alle Bauernhäuser, doch nicht so sehr in die Tiefe eines weiten Hofes zurückgeschoben wie die übrigen, nicht ganz so scheu vor der feindlichen Welt durch einen düster dichten Eichenhain verborgen, es war, seinem Zweck dienend, näher an die Straße gerückt, und vor ihm war an Stelle der wehrenden Eichen ein lichter Hain aus silberstämmigen Birken als einladender Vorhof heiter gebreitet.

(Fortsetzung folgt.)

„Diamantenfieber".

Ein heiteres Bild aus Deutsch-Südwestafrika.

Von G. W. A. Thiemann-Groeg.

Binnen weniger Stunden befand sich ganz Windhuk, die Hauptstadt Deutsch-Südwestafrikas, in hellster Aufregung. Noch im eigentlichen Stadtbezirk, in einem Flußbett unterhalb des Artilleriedepots, hatte man Diamanten gefunden. Die ersten Schürffelder waren von den glücklichen Findern bereits belegt.

Jetzt gab es kein Halten mehr. In den Gastzimmern der Hotels, in den großen Läden, in Privatwohnungen und Anwaltskanzleien wurde Schürfgesellschaft auf Schürfgesellschaft gegründet. Die selbständigen Einwohner Windhuks zogen mit Pferd und Wagen im Galopp hinaus, um ja nicht zu spät zu kommen. Überall in den Häusern, auf den Höfen und den Veranden war man an der Arbeit, vorschriftsmäßige Schürftafeln herzurichten und zu beschriften. Der nächste Morgen sah in weitem Umkreise um die Stadt eifrige Menschen beim Belegen ihrer Felder; überall wurde genau vermessen und abgesteckt. An vielen Stellen tobte bereits wilder Streit zwischen den sonst so verträglichen Menschen, wenn der eine mit seinem Felde sich plötzlich auf dem bereits belegten Gebiete der Nachbarn befand oder beide zufällig das gleiche Gebiet von verschiedenen Seiten zu belegen begonnen hatten und nun mit ihren Ansprüchen aufeinanderstießen.

Überall standen die Gefährte, bei denen die Frauen für Familie und Hilfskräfte das Essen bereiteten, damit ja nicht durch zu lange Arbeitspausen Zeit verloren ginge. Allerlei Gerät zum Auswaschen der Diamanten, Siebe und Grabwerkzeuge, dazu große rollende Wasserfässer wurden herangeschafft. Auch ich hatte selbstverständlich mitgemacht und obendrein meine Pferde und Gespanne gegen Beteiligung zur Verfügung gestellt. Mein Bankkonto war zur Aufnahme des Millionensegens gerüstet.

Aber merkwürdig: Es wurden wohl noch einige Diamanten gefunden, aber immer nur auf der ersten Fundstelle und flußabwärts in dem durch die Bergfalte am Artilleriedepot führenden Trockenbachlauf. Im übrigen Gelände kein Stein, nicht einmal einer der üblichen Begleiter des Diamanten. Kleinlaut wurden die Schürfer, kleinlaut die Aktionäre der neuen Schürfgesellschaften, bis sich die ganze Sache in einem süßsauren Riesengelächter klärte, das die ganze Herrlichkeit und alle Millionenträume mit einem Schlage begrub. Und das kam so:

Mitten in der Stadt saß seit Anfang der neunziger Jahre der Photograph Fritz, ein Meister seines Faches, dessen berufliche Fähigkeiten nur noch von seinem Durst und einem ungeheuren Gleichmut übertroffen wurden. Diese letztere Eigenschaft war bei ihm derart ausgebildet, daß ihn nicht einmal der ringsum tobende Diamantenrummel näher berührte. Erst als alle Bekannten und Freunde vom Fieber erfaßt waren, bequemte er sich schließlich auch einmal zu den fündigen Feldern am Artilleriedepot und sah einen der Steine.

Da wurden seine Augen groß. Sinnend überblickte er den Bergrücken und die kleine Trockenbachschlucht, dann machte er ohne einen Ton zu sagen kehrt und begab sich zum Bergamt. Hier sah er die übrigen gefundenen und abgelieferten Steine. Seine Ahnung bestätigte sich: Alle diese Steine waren früher in seinem Besitz gewesen und von ihm achtlos fortgeworfen worden . . .

Im Jahre 1896 hatte Deutschland in Berlin eine große Kolonialausstellung veranstaltet, um den kolonialen Gedanken in die breiten Schichten des Volkes zu tragen. Hier wurden unter anderem Bildsammlungen der verschiedenen Schutzgebiete gezeigt und durch Vorträge erläutert.

Auch das Gouvernement von Südwestafrika hatte Bildserien aus sämtlichen Teilen des Landes zusammenzustellen und den Photographen Fritz beauftragt, die weniger bekannten Küsten- und Flußgebiete zu bereisen und Aufnahmen zu machen. So war er zu Schiff auch nach dem Hafen Lüderitzbucht gekommen, um von hier aus weite Touren in die Namibwüste und längs der Küste zu machen.

Bei einer Rast am Bogenfels, einem charakteristischen Felsgebilde der Küste — mitten im späteren reichen Diamantgebiet — fand er hinter Klippenbänken große Ansammlungen wunderbar glänzender achtflächiger Kristalle, die ihm so gefielen, daß er eine mitgeführte Zigarrenkiste mit den Steinen füllte. In Windhuk angelangt, hatte er so viel mit der Fertigstellung seiner Bilder zu tun, daß er die Steine ganz vergaß.

Er hauste damals in einem Blechhause auf einer kleinen Höhe vor Windhuk, derselben Höhe, auf der jetzt das Artilleriedepot stand.

Nach Ablieferung der Bilder bekam er einen neuen Auftrag, die Fluß- und Grenzgebiete des Nordens im Bilde festzuhalten. Die Zeit drängte, so mußte die Reise mit einer schnellen Pferdekarre gemacht werden. Das zwang ihn, das Gepäck auf das mindeste zu beschränken und alles übrige zurückzulassen.

Bei der Sichtung seiner Habe wurde alles Überflüssige aussortiert. Da stieß Fritz in der Tiefe eines Tropenkoffers auch auf die Kiste mit den Kristallen . . . Schön waren sie ja, sicher. Aber 50 gute Zigarren wären ihm lieber gewesen. Sollte er nun das glitzernde Gestein noch länger aufheben? Er hatte ja die großen Mengen von Steinen dort unten am Meere gesehen und konnte schließlich bei einer späteren Reise wieder einmal Kristalle sammeln, während sie jetzt unnötigen Platz beanspruchten und die Koffer belasteten.

Also: der erste Gedanke ist der beste: Auf das Fenster und — — in weitem Bogen flog der Inhalt der Zigarrenkiste hinaus, den Berghang hinunter in Richtung des kleinen Trockenbaches —, an dem jetzt die einzigen fündigen Schürffelder lagen.

Nicht einmal die riesigen Diamantenfunde im Küstengebiete, besonders am Bogenfels, die Findern und Regierung so große Reichtümer in den Schoß warfen, brachten Fritz auf den Gedanken, daß er schon dreizehn Jahre vorher diese Schätze gefunden und achtlos zum Fenster hinausgeworfen hatte.

Erst jetzt beim Anblick der gefundenen Diamanten erinnerte er sich seiner Zigarrenkiste mit den hübschen Steinchen.

Wie ein Lauffeuer flog die ernüchternde Kunde durch die aufgeregte Stadt und machte allen Träumen von unverhofftem Reichtum ein jähes Ende. Mit verlegenem Lächeln fanden sich die vielen Schürfer abends vor Dunkelwerden draußen auf den Feldern zusammen und entfernten die mit viel Schweiß und Hoffnungen errichteten Schürfpfähle wieder.

Die Flucht.

Von Otto Gillen.

„So, das wäre getan!" Heinz Wellner erhebt sich aufatmend von dem kleinen Koffer, den er soeben zugedrückt hatte, schiebt ihn vorsichtig unter sein Bett und geht hinunter. Durch die halb geöffnete Küchentür sieht er die Mutter am Herd stehen. „Wir machen morgen einen Ausflug", ruft er ihr zu. „Hans und Manfred gehen mit. Natürlich kann ich abends nicht wieder zurück sein. Man bekommt mal andere Gedanken draußen. Ein Jahr ohne Beschäftigung! Ich halte das nicht länger aus. Sieh mal, du hast deine Arbeit, jeden Tag sorgst du dich neu um uns und bist glücklich dabei. Da mußt du doch begreifen, wie mir zu Mute ist!"

Die Mutter seufzte. „Tun wir denn nicht alles, um dich deine Lage vergessen zu lassen?“ fragte sie mit sanftem Vorwurf. „Gefällt es dir nicht mehr in deinem Elternhaus. Komm, sei zufrieden, lies Bücher oder mache meinetwegen Ausflüge. Aber bringe deine alten Eltern nicht in Verruf, ich bitte dich! Ich weiß, du hast den Gedanken des Arbeitsdienstes noch nicht aufgegeben. Du willst mit Arbeitern und Bauern irgendwo im Osten schuften und alles vergessen, was dich an die Familie bindet. Das geht nicht, das mußt du doch einsehen.“

„Mutter . . .“ Der Junge will etwas sagen, er will ihr erklären, daß es ihm widerstrebt, sich vom Vater ernähren zu lassen, daß es töricht ist, in den Augen der Nachbarschaft immer noch wohlhabend erscheinen zu wollen und den studierten Sohn lieber untätig zu Hause sitzen, als einfache Handarbeit verrichten zu lassen. Zugleich aber fühlt er, daß er sie auch diesmal nicht von der Redlichkeit seines Vorhabens überzeugen könne. Es tut ihm im Herzen weh, daß er einmal ohne sie und gegen sie handeln muß. Eine kleine Rührung steigt in ihm auf, wie er sie so im Winkel und ganz vergessen hantieren sieht. Und er geht hin und nimmt die Hände, die ihn einmal gewiegt, er nimmt diese harten, zerarbeiteten Hände und drückt sie schamhaft. Aber er hielt den Nacken steif, so sehr er auch versucht war, sie zu küssen und ihr alles zu sagen.

Beim Abendbrot bemerkt er, daß sie geweint hat. Der Vater ist noch schweigsamer als sonst. Nach einigen Bissen legt er Messer und Gabel beiseite und fragt unvermittelt: „Du machst morgen einen Ausflug? — Wann kommst du wieder?“

„Ich — weiß nicht.“ Heinz wurde rot, als habe man ihn bei einer Lüge ertappt. Unsicher gingen seine Blicke über die kleinen Blumen der Tischdecke. Erst als die Mutter für einen Augenblick in die Küche gegangen war, wagt er den Vater anzusehen. „Ich muß mit dir sprechen, heute noch!“ flüstert er.

Der Vater faßt ihn scharf ins Auge, als sehe er ihm in den Grund der Seele. „Es eilt nicht“, sagt er dann ruhig. „Ich weiß übrigens, was du mir sagen willst: der Osten — die Siedlung. Soviel mir bekannt ist, gehörte keiner unserer Vorfahren dem Bauernstande an. Und — wozu haben wir dich studieren lassen?“

„Das weiß ich auch nicht, Vater. Aber ich weiß, daß unsere Vorfahren Bauern waren. Immer, wenn ich Acker rieche oder schwarzes Brot, bricht dies Wissen in mir auf.“ Seine Augen glühten dunkel, seine Lippen wurden schmal vor Trotz und hartem Willen. Der Vater sah es und lächelte, überlegen und doch versöhnlich. Der Junge aber deutete es als Hohn. Erregt sprang er auf. Doch ehe er dazu kam, dem Vater seinen Entschluß zur Flucht unverblümt zu offenbaren, trat die Mutter ein, stellte den Tee auf den Tisch und nahm zwischen Vater und Sohn Platz. Lange saßen sie noch beisammen, aber kein Wort wollte die Spannung der Ungewißheit lösen. Als es gegen Mitternacht ging, trennten sie sich wie gewöhnlich; und doch war im Gute-Nacht-Kuß ein heimliches Beben von Mund zu Mund, und alle fühlten, daß Abschied war.

Als Heinz Wellner in früher Morgenstunde mit seinem Koffer leise die Treppe herunter kam, sah er sich plötzlich dem Vater gegenüber. Des ertappten Ausreißers erster Gedanke war, eiligst durch die Haustür zu entwischen. Aber der Schreck lähmte ihm die Glieder. Ehe er ein Wort hervorzubringen vermochte, trat der Vater aus dem Dämmerdunkel des Hausflurs dicht vor ihn hin. Und mit einer Stimme, die von Güte schwer war, sagte er: „Fahre in Gottes Namen! Ich werde dich auf den Bahnhof begleiten.“ Des Jungen Augen leuchteten. „Wirklich? Habe ich dich recht verstanden?“ Der Vater lächelte. „Ich habe dir gestern nicht mehr antworten können, so will ich es jetzt tun. Du hast recht: unsere Vorfahren waren Bauern. Würde ich sonst so an meinem Gärtchen hängen? Der Garten, an dem dein Herz hängt, ist Deutschland. Es ist viel Arbeit zu tun. Das Unkraut ist mächtig aufgekommen. Geh hin, arbeite, baue! Gott segne dich!“ Der Junge neigte in wortloser Ergriffenheit die Stirn unter der segnenden Hand des Vaters und hörte, von einer neuen Blutswelle Freude durchflutet, wie er noch sagte: „Und nun gehe hinein. Die Mutter wartet auf dich. Sie hat die Nacht nicht geschlafen. Wir haben über alles gesprochen. Nun wird auch sie dich segnen!“



Hab' Sonne im Herzen . . .

In einer kleinen Ortschaft im Staate Ohio ist ein Verein gegründet worden, dessen Statuten wohl aus den seltsamsten Bestimmungen bestehen, die ein Verein je aufgestellt hat. So müssen sich seine Mitglieder verpflichten, nicht nur im Vereinsleben, das besonders gepflegt werden soll, sondern auch privat den Versuch zu unternehmen, bei jeder schlechten Botschaft, die man ihnen bringt, bei jedem Schicksalsschlag und jedem täglichen Ärger, der sonst an ihnen frißt, zu — lächeln! Dieses Ansinnen wird mit der Tatsache begründet, daß es bei den schlechten Zeiten und der schwierigen wirtschaftlichen Lage immer seltener gelinge, einem wirklich von Herzen frohen Menschen zu begegnen. Da einem der Trübsinn aber auch nichts helfe, sondern einen im Gegenteil immer tiefer hinabziehe in die Niederungen der Resignation, sei es endlich an der Zeit, den „Bund der ewigen Lächler“ zu gründen. Wenn man sich das Lächeln erst einmal äußerlich anerzogen habe, so werde es nicht lange dauern, und man sei auch innerlich froh. Ob die „ewigen Lächler“ jene Erfolge erzielen, die sie sich wünschen . . .?

Die Taubenbefreiung von Innsbruck.

Es gibt schrecklichere Plagen als Tauben. Es gibt sogar Städte, die ohne Tauben gar nicht zu denken sind, Venedig zum Beispiel. Der Markusplatz ohne die traditionellen Tauben wäre geradezu eine Unmöglichkeit. Die Innsbrucker aber sind, was ihre Stadt betrifft, anderer Meinung. Sie erweisen sich als „Taubenfeinde“ größten Ausmaßes, und das, wenn man ihre Gründe hört, eigentlich mit Recht. Die Tauben von Innsbruck nämlich legen ein sehr rügenswertes Benehmen an den Tag. Da glauben wir gewöhnlichen Sterblichen in taubenraren Städten in der Taube das Symbol der Reinheit, der Unschuld sehen zu dürfen. Die Tauben von Innsbruck belehren uns eines Schlimmeren. Ganz Innsbruck hat sich gegen sie verschworen. Erst versuchte man, sich mit Hausvergitterungen vor ihrer Invasion zu schützen. Erstens aber war das zu kostspielig, und zweitens schlüpften die dreisten Geschöpfe durch das kleinste offene Loch und nisteten und brüteten in den Hausmauern, wo auch nur ein Plätzchen zu finden war. Nicht genug damit aber. Wenn sie sich auch nur einigermaßen ruhig verhalten hätten, würde man den Tauben nichts getan haben, — schließlich sind die Innsbrucker aber auch nur Menschen, und zum großen Teile noch Menschen, die berufstätig sind. Wenn sie nun morgens im schönsten Schlummer lagen, ging der Lärm los. Die Tauben erwachten mit dem Morgengrauen — und der Morgen graut bekanntlich sehr früh — und legten nun los. Ein Gelärme, Gekreische, Geschimpfe erfüllte die Luft, das auch den letzten Innsbrucker aus dem wohlverdienten Schlafe riß. Steckte er dann den Kopf zum Fenster hinaus, um die ungebührlichen Lärmer zur Ordnung zu rufen, so mußte er es als Seltenheit betrachten, wenn ihm nicht ein großer Klatsch jener Abfälle auf den Kopf flog, die auch die Stadt zum Teil in wahre Guanooasen verwandelten. Die Innsbrucker, es ist ihnen nicht zu verdenken, wurden rabiat. Sie fingen sämtliche Tauben, die sich in ihrer Stadt eingenistet und sich karnickelartig vermehrt hatten, ab und brachten sie dem Schönbrunner Tiergarten. Am liebsten hätten sie die Taubenbefreiung natürlich dergestalt ins Werk gesetzt, daß sie die Zudringlichen einfach schlachteten. Da davor aber vom Gesundheitsamt aus gewarnt worden war — die Tiere bergen in den meisten Fällen gefährliche Krankheitskeime in sich — wurde den taubengeplagten Innsbruckern nicht einmal der Triumph zuteil, ihre Peiniger in gebratenem Zustande zu verzehren.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.